

„Menschen haben ein existenzielles Bedürfnis nach Musik, Kultur und den Künsten“

Stand: 12.05.2023 | Lesedauer: 25 Minuten



Von **Martin Scholz**

Redakteur Titelthema Welt am Sonntag



„Man muss sich heute genau überlegen, auf welche Schlacht man sich einlässt“: Hélène Grimaud mit Wolf

Quelle: Thorge Huter

Hélène Grimaud ist nicht nur als Pianistin weltberühmt, sondern auch als Expertin für Wölfe. Ein Gespräch über eine toxische Debatte zur Koexistenz von Menschen und Raubtieren, ihre Liebe zur russischen Musik – und eine „Hexenjagd“, die sie besonders beunruhigt.

Das ganze Konzert über plagt sie ein Husten, während sie Werke von Brahms, Schumann und Beethoven interpretiert. Aber man hat nie den Eindruck, dass sich [Hélène Grimaud \(/vermischtes/prominente/article230615629/Helene-Grimaud-Warum-laufen-Komponisten-durch-den-Wald.html\)](/vermischtes/prominente/article230615629/Helene-Grimaud-Warum-laufen-Komponisten-durch-den-Wald.html) dadurch in ihrem Klavierspiel aus dem Konzept bringen lassen würde. In der finalen Zugabe setzt sie einen stillen, bedeutsamen Höhepunkt,

als sie das melancholische Stück „Bagatelle II“ des ukrainischen Komponisten Valentin Silvestrov spielt. Es ist zum Niederknien schön. Die Zuschauer in der Alten Oper Frankfurt feiern Grimaud mit stehenden Ovationen. Einmal tritt sie noch an den Bühnenrand, legt ihre Hand aufs Herz, verbeugt sich.

Wenn die in Kalifornien lebende Französin nicht als Musikerin auftritt, engagiert sie sich für den Schutz von Wölfen. Als sie 1991 bei einem Waldspaziergang in Florida einem Mann mit einem gezähmten Wolf begegnete, war sie von dem Tier so beeindruckt, dass sie 1999 das „World Conservation Center“ im US-Bundesstaat New York gründete, wo seitdem unter anderem bedrohte Arten dieser Raubtiere gezüchtet werden. Die 53-Jährige hat darüber in ihren autobiografischen Büchern „Wolfssonate“ und „Lektionen des Lebens“ geschrieben. Dass die Debatten über die nach Deutschland und andere westeuropäische Länder zurückgekehrten Wölfe inzwischen immer unversöhnlicher werden, findet Grimaud angsteinflößend.

Als wir sie am Morgen nach ihrem Konzert in Frankfurt zum Interview treffen, hustet sie immer noch. Husten als Leitmotiv – sie lacht, als sie darauf angesprochen wird. Wir reden über ihr neues Album „Silent Songs“ (<https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buehne-und-konzert/helene-grimaud-und-valentin-silvestrov-ueber-silent-songs-18852994.html>), den gleichnamigen Liederzyklus von Silvestrov aus den 70er-Jahren, der vor Kurzem erschienen ist. Vor 20 Jahren hat sie die Musik eines der bedeutendsten lebenden ukrainischen Komponisten entdeckt. Die Texte zu den „Silent Songs“ stammen von klassischen russischen, ukrainischen und englischen Dichtern, gesungen werden sie von dem Bariton Konstantin Krimmel (</kultur/article232043111/Warum-man-sich-diese-fuenf-Baritone-merken-sollte.html>). Auf Russisch. Dass diese Verschmelzung ukrainischer und russischer Kunst von einem Krieg überschattet werden würde, konnte Grimaud, als sie die Idee zu den Aufnahmen hatte, noch nicht ahnen.

WELT: Sie mussten gestern Abend beim Konzert oft husten, im Publikum ging es vielen ähnlich. Vor zwei Jahren, zwischen den Pandemie-Lockdowns, hätte das deutlich mehr Unbehagen ausgelöst. Ist Husten zu können im Konzert inzwischen ein Zeichen von

Normalität?

Hélène Grimaud: So habe ich das noch gar nicht betrachtet. Aber Sie haben recht: Wenn ich vor zwei Jahren hustend am Eingang einer Konzerthalle angekommen wäre, hätte man mir wahrscheinlich nicht erlaubt zu spielen. Jetzt dürfen wir wieder husten – das ist innerhalb kurzer Zeit eine große Veränderung. Es bedeutet, dass sich die Dinge normalisiert haben. So gesehen empfinde ich es als Erleichterung, dass in meinen Konzerten wieder gehustet wird.

WELT: Vor der Pandemie hätten Sie sich über ständiges Husten im Publikum womöglich noch geärgert – weil es Ihre Konzentration gestört hätte, oder?

Grimaud: Ich hatte diesbezüglich schon immer eine ziemlich hohe Toleranzschwelle. Gut, wenn ich beim Spielen nicht in meinem Tunnel stecke, wenn ich mehr kämpfen muss, um die Stücke zu spielen, dann können mich hustende Zuschauer schon mal ablenken. Grundsätzlich weiß ich es jedoch eher zu schätzen, wenn Menschen zu einem Konzert von mir kommen, obwohl sie gesundheitlich angeschlagen sind. Dann liegt es an mir, konzentriert zu bleiben, auch wenn sie husten. Das hängt natürlich auch immer vom Repertoire ab. Wenn ich ein sehr leises Stück spiele, stört ein Husten mehr, als wenn ich ein lautes, virtuoseres Stück spiele.

WELT: Wie war das gestern Abend für Sie? Reißt es Sie nicht aus der Konzentration, wenn Sie selbst husten müssen?

Grimaud: Das war definitiv nicht ideal. Aber als professionelle Musikerin weiß ich, wie ich damit umgehen muss. Wenn ich in einer bestimmten Position am Klavier sitze und spüre, dass der Hustenreiz kommt, versuche ich, eine Haltung zu finden, in der sich der Reiz weniger bemerkbar macht.

WELT: Nun kann man einen Hustenreiz ja nicht immer selbst steuern oder unterdrücken.

Grimaud: Nicht immer, nein. Ich versuche dann, bis zu einer Pause zu warten, und huste dann erst. Aber selbst wenn ich einen Husten habe, trete ich trotzdem lieber auf, statt ein

Konzert abzusagen.

WELT: Zuschauer husten, Sie auch – sind solche Konzerte intensiver als andere?

Grimaud: Sie meinen, weil ein anderes Zusammengehörigkeitsgefühl entsteht? So nach dem Motto: „Wir sitzen alle hustend im selben Boot?“ (lacht) Das ist mal eine interessante, ganz neue Perspektive aufs Husten, in Anbetracht dessen, was wir alle überall auf der Welt die letzten Jahre durchgemacht haben.

WELT: Die Krisen der jüngeren Zeit – Corona-Pandemie, Klimakrise, zuletzt der Ukraine-Krieg – hatten und haben, jede für sich, auch Auswirkungen auf Ihren Alltag als Künstlerin. Spüren Sie angesichts dessen in Konzerten eine andere Reaktion auf Musik?

Grimaud: Die ersten Konzerte nach dem Ende der Pandemie kamen mir wie ein sofortiger Aufschwung vor. Als der Krieg in der Ukraine begann, begleitet wurde von einer Inflation, war das wie eine zweite Krisenwelle, die über alles hereinbrach. Es kam mir so vor, als würden die Menschen stärker mit sich ringen.

WELT: Wie meinen Sie das?

Grimaud: Nach Covid gab es diese große Sehnsucht, sich wieder mit anderen in öffentlichen Räumen zu treffen. Als der Krieg begann, fühlte sich das sofort so an, als würde es jedem wieder schwerer fallen, sich in einer Gruppe einem Konzert hinzugeben. Wobei Konzerte diesem Gefühl schon entgegenwirken können. Menschen haben ein existenzielles Bedürfnis nach Musik, Kultur und den Künsten, denn in ihnen offenbart sich unsere Menschlichkeit.

WELT: Mit der Musik des ukrainischen Komponisten Silvestrov beschäftigen Sie sich schon seit 20 Jahren. 2022 haben Sie dessen Zyklus „Silent Songs“ aus den 70er-Jahren in der Nähe von Berlin für Ihr neues Album eingespielt. Silvestrov war bei der Aufnahme dabei, er war erst kurz zuvor mit seiner Tochter und Enkelin aus Kiew nach Berlin geflohen. Sie trafen diesen von Ihnen bewunderten Komponisten zum ersten Mal – und dann unter diesen

Umständen. Was hatten Sie sich zu sagen?

Grimaud: Die Vorstellung, als Klassikmusiker einen Komponisten treffen zu können, bleibt ja meistens nur ein fantastisches Gedankenspiel, weil die meisten Komponisten schon lange tot sind. Oft gehen einem da hypothetischen Fragen durch den Kopf wie: „Woran dachte Johannes Brahms wohl, als er komponierte? Was inspirierte ihn?“ Wenn wir dann tatsächlich mal einen Komponisten treffen können, ist das ein großes Geschenk. Und als ich dann Silvestrov traf, der zu dem Zeitpunkt gerade sein Leben in Kiew hinter sich lassen musste, ein Trauma erlebt hatte, war das noch mal etwas völlig anderes. Er spricht sehr leise, ist ein sehr intensiver Mann.

WELT: Die Binsenweisheit „never meet your idols“ trifft in seinem Fall nicht zu?

Grimaud: Nein. Er wirkt ein bisschen so, wie seine Musik klingt – er gibt nicht vor, etwas darstellen zu wollen, was er nicht ist. Er ist authentisch, auf wundersame Weise unaufdringlich. Was mich am meisten beeindruckte: Als ich ihn traf, merkte ich, dass seine Menschlichkeit noch intakt ist. Einerseits ist er natürlich wütend, weil er mitansehen musste, welches Leid der Angriffskrieg in seinem Land hervorruft. Gleichzeitig ist er jemand, der die russische Kultur liebt, die russische und die ukrainische Kultur sind Seelenverwandte.

WELT: Als Sie die Idee zu den Aufnahmen der „Silent Songs“ hatten, gab es den russischen Angriff auf die Ukraine noch nicht. „Die heilige Poesie schenkt denen, die ihr dienen, Reinheit und Frieden“, heißt es in einem Gedicht des russischen Dichters Baratynski von 1844, zu dem Silvestrov die Musik schrieb. Welche Bedeutung hat diese ukrainisch-russische Collage für Sie in Zeiten des Krieges?

Grimaud: Das ist ein bittersüßer Moment. Ich glaube daran, dass Lieder unsere Seele heilen können. Und es ist bewegend, dass ein ukrainischer Komponist diese Lieder geschrieben hat und sie auf dem Album auf Russisch gesungen werden. Ich hoffe, dass die Symbolkraft dieses Zusammenwirkens erkannt wird – auch wenn es ursprünglich nicht meine Intention war, das herauszustellen. Mich freut es, dass immer mehr Menschen diesen ukrainischen

Komponisten entdecken. Das macht mich glücklich.

WELT: Silvestrov sagte vor Kurzem in einem Interview

(<https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/valentin-silvestrov-ueber-seine-flucht-aus-kiew-17885115.html>), er halte es für falsch, alle fruchtbaren Kontakte mit Russland abubrechen und jetzt russische Künstler und Werke zu canceln. Er hoffe, diese Absurditäten werden vorübergehen, dass am Ende die Vernunft triumphieren werde.

Grimaud: Ja, er verleugnet wegen des Angriffskrieges nicht die russische Kultur. Das finde ich sehr bemerkenswert. Die russische Kultur ist eine der schönsten der Welt, wir verletzen uns selbst, wenn wir sie aufgrund des derzeitigen politischen Kontexts canceln oder einschränken. Dadurch erreicht man gar nichts. Es ist kontraproduktiv, es verstärkt die Spaltungen nur noch.

WELT: Zuletzt gab es abermals Kontroversen im Vorfeld der Auftritte von Anna Netrebko (</debatte/kommentare/plus244012091/Einspruch-vom-Manager-Warum-Anna-Netrebko-kein-Teil-des-Systems-Putin-ist.html>) vor Kurzem in Wiesbaden. Die russische Sängerin war wegen ihrer Nähe zu Putin in die Kritik geraten, ihre Verurteilung des Angriffskrieges kam nach Ansicht vieler Kritiker zu spät und wirkte halbherzig. Wie bewerten Sie diese sich verschärfende Debatte in der Klassikszene?

Grimaud: Das ist eine Hexenjagd, ich habe das schon mehrfach gesagt. Es ist kurzsichtig, so zu urteilen. Und es bringt absolut gar nichts.

WELT: Netrebko ist für Sie keine Persona non grata?

Grimaud: Nein. Absolut nicht. Ich meine: Was erwarten wir von russischen Künstlern? Viele haben Familien in Russland. Was ist denn im Vergleich dazu mit westlichen Politikern, die Putin all die Jahre nahestanden? Sie wussten all die Jahre zuvor sehr genau, mit wem sie es zu tun hatten. Sie haben trotzdem Geschäfte mit ihm gemacht, rechte wie linke Politiker. Sehen Sie irgendjemanden, der deshalb jetzt zurückgetreten wäre? Ein Politiker, der „mea culpa“

gesagt hätte? Warum erwartet man das jetzt von russischen Künstlern?

WELT: Den Angriffskrieg Russlands zu verurteilen und gleichzeitig die russische Kultur wertzuschätzen – das wird zunehmend zu einer Zerreißprobe. Wie gehen Sie damit im Klassikbetrieb um, wenn Sie russische wie ukrainische Kollegen treffen?

Grimaud: Ich kenne auch nicht die Lösung. Dass wir uns nicht missverstehen: Ich finde, dass man auf einen Angriffskrieg natürlich aggressiv antworten muss. Aber es ist keine Lösung, gleichzeitig auch die russische Kultur und russische Künstler zu canceln. Sicher gibt es russische Kollegen, die den Kontakt zu Putin kultiviert hatten, die viele ihrer Projekte nur deshalb realisieren konnten, weil sie Geld von seiner Seite bekamen. Diese Künstler können nicht offen aussprechen, was sie wirklich denken. Bei den meisten ist sowieso klar, was sie denken. Ich höre auch oft Reaktionen von russischen Künstlern

(</kultur/article243920383/Netrebko-Gergiev-Currentzis-Klassik-im-Krieg-Niemand-ist-neutral.html>), die versuchen, den Krieg zu relativieren. „Das ist alles nicht so schwarz-weiß, wie es den Anschein hat“, heißt es dann oft, „der Krieg an sich ist inakzeptabel. Aber: Die Nato hat ihre Grenzen auch immer weiter nach Osten verschoben, sie hat sich nicht an ihre Zusagen gehalten, eben das nicht zu tun. Kein Wunder, dass es jetzt so kommen musste.“ Solche Versuche, den Krieg abzumildern, gibt es oft. Natürlich würde man erwarten, diesen Krieg eindeutig zu verurteilen, sich von bestimmten Kontakten zu russischen Politikern zu distanzieren – sollte es diese gegeben haben. Ansonsten wirst du eben als russischer Dirigent nicht mehr eingeladen. Im Sinne der Kunst ist es dennoch ein großes Drama, eine Schande, russische Künstler zu canceln. Das ist für mich ein grundsätzliches Problem.

WELT: Daniel Barenboim (</kultur/plus243059679/Daniel-Barenboim-Das-Ende-einer-Aera.html>) gründete 1999 das West-Eastern Divan Orchestra, das zu gleichen Teilen aus israelischen und arabischen Musikern besteht. Er wurde immer wieder als naiv gescholten, weil er glaubte, gewalttätige Konflikte zumindest im Mikrokosmos der Musik überwinden zu können. Er hat trotzdem weitergemacht.

Grimaud: Ich weiß. Es ist billig, Barenboim in dem Zusammenhang Naivität vorzuwerfen.

Man könnte alle Zweifler fragen: Was unternimmt ihr denn?

WELT: Benefizkonzerte für die Opfer des Krieges in der Ukraine gab es mehrere. Wäre jetzt nicht der Moment für einen Schulterschluss, so wie Sie ihn auf Ihrem Album unbewusst umgesetzt haben? Wenn Barenboim das Sinfonieorchester Kiew dirigierte, Grimaud Silvestrov spielte, und Netrebko würde singen? Solidarität mit der Ukraine, Verurteilung des Aggressors – verbunden mit einer Wertschätzung der russischen Kultur? Oder ist das naiv?

Grimaud: Das ist nicht naiv. Jede Aktion in dieser Richtung wäre sinnvoll. Kunst kann die Konflikte nicht allein überwinden oder sie lösen – aber sie kann einen Teil dazu beitragen. Barenboim macht das schon sehr lange. Und es braucht Zeit. Man muss hoffen, dass all die Musikergenerationen, die bereits Teil seines Orchesters waren, ihre Kinder entsprechend erziehen, dass sie nach vorne denken, sich auf das Verbindende konzentrieren. Solche Initiativen wirken jedoch eher langsamer, wie homöopathische Medizin im Vergleich zur Schulmedizin.

WELT: Madame Grimaud, es heißt, dass Sie inzwischen auf Tourneen klimaneutraler reisen. Stimmt es, dass Sie in Europa weitgehend nur mit dem Auto fahren und kaum noch fliegen?

Grimaud: Ja. Der Zug wäre natürlich noch besser und klimaneutraler. Aber angesichts der vielen Gepäckstücke, die ich für eine Tournee brauche und der Tatsache, dass die Deutsche Bahn nicht mehr so pünktlich ist, wie sie es mal war, ist das Auto ein Kompromiss. Es ist immerhin besser, als mit dem Flugzeug von Stadt zu Stadt zu jetten. Da ich in den USA lebe, muss ich natürlich hin und wieder fliegen, auch innerhalb Europas. Von Berlin nach London – das würde mit dem Auto nicht funktionieren, wenn die Termine zu eng beieinander liegen.

WELT: Aber nach Ihrem Auftritt in Hamburg zum nächsten in Frankfurt sind Sie gefahren?

Grimaud: Ja. Im Mietwagen. Es war allerdings sehr „busy“ auf der Autobahn, viele Staus, Umleitungen, Baustellen – die ganze Palette.

WELT: Hören Sie Musik beim Autofahren?

Grimaud: Das hängt davon ab, mit wem ich reise. Wenn ich mit meinem Manager fahre, reden wir viel. Wenn ich allein fahre, höre ich oft Musik. Das meiste stammt aus meiner iTunes-Bibliothek, die ich downgeloadet habe – ich roame nicht, wenn ich im Auto im Ausland unterwegs bin.

WELT: Und im Auto hören Sie dann vor allem Klassik?

Grimaud: Manchmal höre ich auch Rap, Blues oder Jazz. Wenn ich im Auto klassische Musik höre, ist das oft anstrengend, weil du ständig die Lautstärke justieren musst. Wenn die leiseren Parts kommen, hörst du sie im Auto wegen der Nebengeräusche oft nicht. Also stellst du die Anlage lauter. Bis dann – rumms – die impulsiveren Parts folgen und die Lautsprecher völlig übersteuern und knarzen (lacht). Ab und zu fahre ich gerne selbst, vor allem in den USA. Aber meistens habe ich einen Fahrer.

WELT: Klima-Aktivisten der „letzten Generation“ plädieren für radikalere Umweltschutzmaßnahmen als nur einen Umstieg vom Flugzeug aufs Auto. Sie kleben sich seit Monaten auf Straßen fest, schmieren Kartoffelbrei oder Tomatensuppen auf Gemälde. Sie haben auch schon angekündigt, Konzerte stören zu wollen. Ist Ihnen das schon passiert?

Grimaud: Bisher noch nicht. Grundsätzlich finde ich es gut, dass Menschen die Freiheit haben, protestieren zu können. Das sollte man gerade in Zeiten wie diesen nicht vergessen, in denen Menschen in vielen Ländern dieses Recht nicht haben. Ich finde nur, dass radikale Maßnahmen letztlich nie funktionieren. Sie sind kontraproduktiv. Ich bevorzuge Protestformen, die darauf abzielen, das Verhalten auf täglicher Basis zu verändern. Bei den Aktionen, die Sie beschrieben haben, bin ich mir nicht sicher, welche Wirkung sie haben sollen. Ich sehe sie eher in einer Linie mit polemischen Äußerungen, ob es beispielsweise in Zeiten der Klimakrise noch zu verantworten sei, mit Orchestern weltweit auf Tournee zu gehen.

WELT: Weil der CO₂-Ausstoß noch mal größer ist, wenn das Chicago Symphony Orchestra zu einer Europa-Tournee aufbricht.

Grimaud: Ja. Ich finde aber, es wäre eine Schande, wenn Orchester wie das Bayerische Rundfunk Sinfonieorchester oder die Berliner Philharmoniker nicht mehr in Asien oder den USA live gehört werden könnten. Oder wenn das Philadelphia Orchestra, eines der großen in den USA, nicht mehr in Europa zu hören sein könnte. Es ist immer schwer, einen Mittelweg zu finden, wenn es um Klimaschutz geht. Aber Kultur zu teilen, ist auch ein Zeichen von Bewunderung für das Andere, für gegenseitigen Respekt. Das darf man nicht aufgeben. Zu fordern, dass Orchester-Tourneen aus Klimaschutzgründen nicht mehr stattfinden dürften, das ist so, als würde man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen. Es gibt viele Schritte, die beim Klimaschutz helfen können. Die Reduzierung des CO₂-Ausstoßes ist nur ein Ansatz. Das lässt sich nicht nur durch das Reduzieren von Flugreisen erreichen. Weniger Fleisch zu essen, würde auch einen großen Unterschied machen. Aber über dieses Thema wird nur nicht so vehement diskutiert wie über andere. Egal wie, wir müssen Veränderungen hinbekommen, die für jeden Einzelnen funktionieren, ansonsten ist es eh nicht tragfähig.

WELT: Haben Sie den Eindruck, dass dies gelingt?

Grimaud: Ich bin in diesen Tagen immer hin- und hergerissen, wenn ich sehe, wie polarisiert solche Themen diskutiert werden. Einerseits gibt es ja allen Krisen zum Trotz viele positive Entwicklungen, die Armut beispielsweise ist weltweit zurückgegangen, wenngleich sich der Unterschied zwischen Arm und Reich noch vergrößert hat. Andererseits schlage ich oft meine Hände über meinem Kopf zusammen, weil mir die Art, wie Debatten inzwischen geführt werden, den Eindruck vermittelt, dass die Welt komplett verrückt geworden ist. Egal um welches Thema es geht – es scheint nur noch diese extrem verzerrte Wahrnehmung zu allem zu geben. Das ist angsteinflößend.

WELT: Das zeigt sich derzeit auch bei einem anderen Thema, für das Sie sich seit vielen Jahren engagieren – dem Schutz der Wölfe. Als wir 2019 über den Schutz von Wölfen sprachen, gab es in Deutschland 105 Wolfs-Rudel, 2021/22 waren es nach Angaben des

Bundesumweltministeriums 161 – Tendenz weiterhin steigend.

Grimaud: Das ist großartig. Das ist das Gute an Deutschland, dass die Zahlen zu Wolfs-Populationen für jedermann im Netz dokumentiert werden. In Deutschland werden Entscheidungen zu Wölfen auf der Grundlage von wissenschaftlichen Fakten getroffen. Leider ist das in anderen Ländern nicht der Fall. Da setzen Lobbys ihre Macht durch.

WELT: Welche Länder meinen Sie?

Grimaud: Zum Beispiel die USA. Wenn die US-Bundesregierung sagt, es sei an der Zeit, das Management für die Wolfs-Population an die jeweiligen Bundesstaaten zu übertragen, weil die Zahl der Wölfe sich hinreichend erholt habe, dann bedeutet das, dass die Wölfe nicht länger unter dem Schutz der Bundesregierung stehen. Und auf Länderebene gibt es dann plötzlich Entscheidungen, die eher in die folgende Richtung gehen: „Okay, was können wir tun, um jetzt die Lobby der Jäger oder der Rancher happy zu machen?“ Es geht also nicht mehr darum, zu fragen, wie viele Wölfe es gibt, wie nachhaltig ihr Bestand ist. Das ist keine gute Entwicklung.

WELT: Die von Ihnen gelobten Wolfs-Statistiken weisen jedoch auch aus, wie viele Angriffe auf Nutztiere es in den vergangenen Jahren gegeben hat. Seit 2018 hat sich die Zahl der durch Wölfe gerissenen Tiere auf 1000 pro Jahr verdoppelt. Der Protest von Bauern und Schafzüchtern wird immer lauter. Auf dem Wolfsgipfel in Berlin wurde jüngst die Aufnahme des Wolfs ins Jagdrecht gefordert.

Grimaud: Ich bin nicht dagegen, aggressive Wölfe zu entfernen oder zu schießen, wenn diese wiederholt Nutzvieh töten. Grundsätzlich halte ich es aber für wichtig, dass die Zahl der Tiere so groß ist, dass sich eine Population selbst erhalten kann. Aber auch diese Debatten sind inzwischen extrem toxisch, weil viele der Wolfsbefürworter und Tierschützer genauso unvernünftig und verboht sind wie die andere Seite der Nutztierhalter oder Jäger. Äußert man sich dazu, muss man heute genau überlegen, auf welche Schlacht man sich einlässt.

WELT: Seit Sie 1999 das „Wolf Conservation Center“ gegründet haben, sind Sie eine Koryphäe auf diesem Gebiet. Wie gehen Sie damit um, wenn ein Dialog zwischen Tierschützern und Nutztierhaltern nicht mehr möglich ist?

Grimaud: Diese Verbissenheit nimmt auf beiden Seiten zu, das stimmt. Auf Seiten der Tierschützer gibt es inzwischen extreme Positionen von Leuten, die sagen, man dürfe Wölfen per se nichts anhaben, weil die menschliche Spezies wie ein Krebsgeschwür sei, das deren Lebensraum bedrohe. Dann hört man Sprüche wie: „Wie würdet ihr euch verhalten, wenn eine höhere Macht sagte: ‚Es gibt zu viele Menschen, lasst uns ein paar davon loswerden. Sie erfüllen keinen Zweck. Sie sind Müll.‘“ Es ist schwer, mit Leuten, die solche Ansichten vertreten, einen Dialog aufzubauen. Andererseits stellt sich schon auch die grundsätzliche Frage: Wer sind wir Menschen, dass wir uns anmaßen, entscheiden zu dürfen, dass wir Wölfe oder andere Spezies eliminieren dürfen? Egal wie, mit festgezurrt Meinungen wie diesen wird man nie etwas erreichen. Ich bin eher pragmatisch in meiner Herangehensweise: Es ist immer besser, einen Kompromiss zu finden, Gruppen von verschiedenen Interessenvertretern zusammenzubringen. Und: Es hilft nichts, als Tierschützer zu den Bekehrten zu predigen, die die Komplexität des Themas oft nicht zur Gänze erfassen. Es ist leicht, Tierschutz Leuten gegenüber zu predigen, die in Städten leben und kein Gefühl dafür haben, was es bedeutet, wenn Wölfe in der Umgebung leben. Du musst immer auch mit der anderen Seite kommunizieren.

WELT: Plädoyers für noch mehr Herdenschutz und bessere finanzielle Unterstützung für Weidetierhalter werden gebetsmühlenartig wiederholt – oft ohne Ergebnis. Können Sie den aufgestauten Frust der Nutztierhalter nachvollziehen?

Grimaud: Was das Hausvieh betrifft, gehört es auch zur Verantwortung der Bauern oder Rancher, ihre Tiere zu schützen – also Haltungs- und Schutzmethoden anzuwenden, die sich bewährt haben. Das ist lästig und beschwerlich und es kostet Geld. Und, ja, da braucht es mehr finanzielle Unterstützung vonseiten der Regierung. Auf der anderen Seite geht es um die Bewahrung einer ökologisch gesunden Umwelt für kommende Generationen. Fakt ist, dass die Wölfe in Deutschland zurück sind, sie halten ein Ökosystem im Gleichgewicht,

tragen zur Biodiversität bei. Es sollte die Priorität sein, diesen Zustand zu bewahren. Ich finde es grundsätzlich nicht in Ordnung, wenn bestimmte Berufs- und Gesellschaftsgruppen versuchen, den anderen zu diktieren, welche Spezies in der Natur erlaubt sind und welche nicht.

WELT: Handyaufnahmen von Wölfen, die durch Dörfer streifen, tragen ihren Teil dazu bei, dass die Tiere als zunehmend bedrohlich empfunden werden. Kürzlich schilderte eine Radfahlerin in Niedersachsen, wie sie von drei Wölfen bis zum Ortseingang verfolgt wurde. Wolfsexperten schätzten das als realistisch ein. Wie sollte man darauf reagieren?

Grimaud: Das Thema ist sehr komplex und ausufernd. Der Internationale Tierschutz-Fonds hat zuletzt ja eine Studie über weltweite Angriffe von Wölfen auf Menschen beim „Norwegian Institute for Nature Research“ in Auftrag gegeben – untersucht wurden die Jahre 2002 bis 2020. Und in diesem Zeitraum gab es keinen einzigen Wolfs-Angriff auf Menschen in Deutschland. Gesunde Tiere, die nicht vom Menschen provoziert oder angefüttert werden, stellen in der Regel für Menschen keine Gefahr dar. Eine Ursache für Angriffe in anderen Ländern ist beispielsweise oft die Tollwut. Was ich damit sagen will: Man muss stets den Kontext und wissenschaftliche Erkenntnisse berücksichtigen, bevor man solche Ereignisse kommentiert. Davon mal abgesehen hat kein Wissenschaftler je behauptet, es könne nie zu Angriffen von Wölfen kommen. Nur: In der Schweiz werden jährlich mehr Menschen von Kühen angegriffen als von Wölfen. Diese Berichte rufen natürlich keine Paranoia oder Angst hervor, wie das allgemein bei Wölfen der Fall ist. Grundsätzlich erfordert Wildtier-Management immer Kompromisse von allen Seiten, sonst funktioniert es nicht. Wölfe sollten in ihrem Habitat nicht die Scheu vor Menschen verlieren, und es muss in dem Gebiet genügend natürliche Beutetiere für sie geben. Das sind einige Faktoren, die man im Auge behalten muss, man muss immer auch einen pragmatischen Ansatz wählen. Dabei kann es nicht darum gehen, jeden Wolf zu retten. Andererseits besteht Wolfs-Management auch nicht nur allein darin, Wölfe zu schießen, die Nutztiere gerissen oder angegriffen haben. Dazu gehören auch Herdenschutz von Nutztieren und der Bevölkerung Informationen über den Wolfsbestand und Verhaltensweisen gegenüber den Raubtieren zu geben.

WELT: Sie sind jetzt seit mehr als 20 Jahren Experte für Wölfe. Für solche Äußerungen dürften Sie in den Kommentarspalten zu Ihren Interviews viel Kritik und Hämme hervorrufen. Wie gehen Sie damit um?

Grimaud: Ich lese das nicht mehr, blende sowas aus. Genau darin liegt ja ein großes Problem unserer Gesellschaft, dass es zu den unterschiedlichsten Themen keinen Diskurs, sondern nur noch Spaltung gibt, die sich in Beschimpfungen äußert. Was ich beängstigend finde, ist, dass es nicht mehr möglich scheint, je einen Andersdenkenden von irgendetwas überzeugen zu können. Je mehr du es versuchst, umso mehr irritierst du sie. Das ist ein sehr bizarres Phänomen.

WELT: Die Frage, wie man reagieren würde, wenn man beim Spaziergehen einem Wolf begegnete, stellt man sich jedenfalls öfter, je mehr Rudel und Einzelgänger es in Deutschland gibt. Da bleibt es nicht aus, dass man sich schon mal unbewusst an die eine oder andere Filmszene mit Wölfen erinnert, wenn man, sagen wir im Taunus, spazieren geht.

Grimaud: Welchen Film hatten Sie da im Sinn?

WELT: Kennen Sie „The Grey – unter Wölfen“, in dem Liam Neeson einen Wolfsjäger in Alaska spielt, der nach einem Flugzeugabsturz in der Wildnis mit den Überlebenden von einem Wolfsrudel durch die Schneelandschaft gejagt wird.

Grimaud: Oh, mein Gott, das ist ein derart lächerlicher Film. Come on, nicht Ihr Ernst, oder?

WELT: Aber Sie haben ihn offenbar auch gesehen, oder?

Grimaud: Ich gebe zu, ich hab ihn mir angesehen. Eigentlich wollte ich irgendwann abbrechen, weil ich die Darstellung der Wölfe so lächerlich fand. Ich habe dann doch bis zum Ende durchgehalten, weil ich mir sagte: „Okay, ich muss jetzt wissen, wohin das alles führt.“

WELT: Alle Menschen aus dem Flugzeug sterben, am Ende steht Neeson dem Leitwolf gegenüber, der die Lefzen fletscht und zum Sprung ansetzt.

Grimaud: Ja. In gewisser Weise hat dieser Film den einen Verdienst, dass es für den Wolfsjäger nicht gut ausgeht. Das gleicht die reißerische Darstellung der Wölfe ein bisschen aus (lacht). Im Ernst: Der Film ist ja erst zehn Jahre alt. Ich konnte es nicht fassen, dass Hollywood mit all dem Wissen, das wir inzwischen über Wölfe haben, Wölfe immer noch als blutrünstige Monster darstellt. Das ist echt bescheuert.

WELT: Selbst Steven Spielberg hat mehrmals bedauert, dass er einen weißen Hai 1975 als dämonischen Killer-Fisch gezeigt hat, auch weil es damals noch nicht genügend wissenschaftliche Erkenntnisse über die Raubfische gab.

Grimaud: Gut für Spielberg, dass er das zumindest nachträglich zugegeben hat. Aber sein Film hat die Art und Weise, wie wir Haie sehen, stark geprägt – und zwar in einem negativen Sinn. Und er hat den Tieren großen Schaden zugefügt. Forscher machen Filme wie „Der weiße Hai“ mitverantwortlich dafür, dass Menschen die Tötung der Raubfische befürworten.

WELT: Auf dem Cover Ihres Bestsellerbuches „Wolfssonate“ zeigen Sie ein anderes Wolfsbild – Sie sind inmitten von dreien dieser Raubtiere zu sehen, die sich an Sie schmiegen. Ist das eine romantisierte Sicht auf die Raubtiere?

Grimaud: Danke erst mal, dass Sie dieses Foto dem Wolfsbild aus dem Liam-Neeson-Film gegenüberstellen. So wie auf diesem Bild verhalten sich Wölfe manchmal, wenn sie Freude und sozialen Zusammenhalt ausdrücken wollen, wenn sie sich mit den Mitgliedern eines Rudels verbinden, zusammenkommen.

WELT: In diesem Fall: mit Ihnen.

Grimaud: Ja. So drücken sie Zuneigung aus. Wie gesagt: Es gibt in Deutschland keinen dokumentierten Fall von einem gesunden Wolf, der einen Menschen angegriffen hätte. Aber

in unserem Unterbewusstsein spielen tradierte Bilder von Wölfen, wie sie auch in dem Neeson-Film gezeigt werden, eben eine große Rolle.

WELT: Wolfs-Experten raten dazu, falls man bei einem Spaziergang auf ein Tier trifft, stehenzubleiben, keine Angst zu zeigen, um nicht unnötig den Jagdinstinkt der Tiere zu wecken.

Grimaud: Ich weiß, das ist natürlich leichter gesagt als getan manchmal. Aber der Mensch gehört nicht zum Beuteschema von Wölfen. Bei Bären ist das beispielsweise viel problematischer, weil man nie weiß, ob junge Bären in der Nähe sind. Wenn Sie eine Bärin im Wald treffen, ist das bedrohlich.

WELT: Wie haben Sie die Debatte um die Bärin Gaia

(/wissenschaft/plus244802628/Getoeteter-Jogger-in-Italien-Immer-mit-dem-Baeren-sprechen-Niemals-davonlaufen.html) verfolgt, die in Norditalien einen Jogger getötet hat?

Reinhold Messner kritisierte, das Tier sei von einem Hotelier angefüttert worden. Im Rahmen des Wiederansiedlungs-Projekts „Life Ursus“ der EU, so Messner weiter, seien ursprünglich 50 Bären für die Region als akzeptabel genannt worden, inzwischen sei ihre Zahl auf mehr als 100 angewachsen. Es gebe zu wenig Lebensraum für zu viele Bären

(/kultur/plus245006914/Gefaehrliche-Raubtiere-Natuerlich-muss-der-Baer-bejagt-werden.html). Das Gleiche gelte inzwischen auch für die Wölfe dort. Messner plädiert für eine Umsiedlung der Raubtiere. Hat er recht?

Grimaud: Ein Zuwachs von Bären in dieser Größenordnung ist sicher problematisch. Wenn diese Zahlen zutreffen, hat Messner Recht. Wenn ein Gebiet nur eine bestimmte Anzahl von Raubtieren mit natürlichen Beutetieren ernähren kann, ob es nun Bären oder Wölfe sind, und wenn deren Zahl zu stark angewachsen ist und es zu Angriffen kommt, wie jetzt im Fall der Bärin, dann muss man die Zahl der Raubtiere reduzieren. Dass diese Bärin von Menschen angefüttert worden sein soll, passt übrigens zum Schema vieler Angriffe, denn das führt dazu, dass die Raubtiere ihre Distanz zu Menschen verlieren. Aber sehen Sie: Es wird in diesem Kontext fast nur über das Wildtier-Management gesprochen. Als dominante Spezies auf

diesem Planeten haben wir Menschen auch eine Verantwortung: Unter ethischen, moralischen und biologischen Gesichtspunkten müssen wir parallel dazu auch über ein „human management“ nachdenken – darüber, welche Auswirkungen wir mit unserem Lebensstil auf die Umwelt haben.

WELT: Sie sind meist das ganze Jahr über auf Tournee oder mit Aufnahmen beschäftigt. Wie viel Zeit bleibt da noch, um sich für die Arbeit an dem von Ihnen mitbegründeten Wolf Conservation Center?

Grimaud: Ich hatte zwar die Idee, ein solches Zentrum zu gründen – aber es gehört mir ja nicht. Mein Ziel war von Anfang an, eine Organisation zu schaffen, die auf eigenen Beinen stehen und ihre Mission erfüllen kann – und zwar unabhängig davon, ob ich selbst vor Ort sein würde oder nicht. Wir haben einen hochkarätig besetzten Aufsichtsrat und die Verantwortung auf mehrere Schultern verteilt. Anfangs war alles noch sehr klein, seitdem ist die Organisation enorm gewachsen. Ich bin in die Arbeit immer noch sehr involviert, sitze nach wie vor im Aufsichtsrat, mache Fundraising-Events, und ich leite immer noch die Animal-Management-Gruppe. Auch wenn ich physisch nicht mehr so oft vor Ort bin, wie das in den Anfängen der Fall war, bin ich dennoch mehrere Male im Jahr dort. Das Zentrum hat eine sich selbst erhaltende Struktur mit einem großen Team. Von daher ist es auch nicht mehr so sehr nötig, dass ich ständig dort bin. Ich bin sehr stolz darauf, dass wir viele Experten im Aufsichtsrat und im Team haben.

Zur Person:

Sie gehört zu den weltweit erfolgreichsten Pianistinnen. Hélène Rose Paule Grimaud, am 7. November 1969 im französischen Aix-en-Provence geboren, war ein hyperaktives Kind, das an ADHS litt, was sich erst legte, als sie im Alter von sechs Jahren mit dem Klavierspielen begann. Mit 13 zog sie nach Paris, um am dortigen Konservatorium Klavier zu spielen. Als sie 18 war, holte sie Daniel Barenboim zum Orchestre de Paris. Grimaud hat seitdem mit allen großen Orchestern und Dirigenten gespielt. Zuletzt ist ihr Album „Silent Songs“ erschienen. Im Frühsommer spielt sie Werke von Bach, Brahms und Beethoven auf Tournee. Termine:

Nürnberg (7. Mai), Regensburg (9. Mai), Essen (14. Mai), Berlin (16. Mai) und Dresden (21. Mai).

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/245241350>